

Ein anderes Beispiel: Des hl. Ignatius von Loyola klassisches Büchlein der „Geistlichen Übungen“ kam ohne Frage aus jenem inneren Feuerherd, dem auch der neue Orden der Gesellschaft Jesu entsprang. Dennoch wollten diese ignatianischen Exerzitien ganz allgemein eine Führerschule des sich erneuernden Katholizismus sein. Ganz von selbst wurden sie damit die Pflanzstätte des neuen, innerlichen und apostolischen Klerus. Das ist ihre welt- und kirchengeschichtliche Rolle in den Tagen der reformatorischen Krise gewesen. Gilt diese aszetische Führung heute nicht mehr wie damals? Die Kirche in ihren jüngsten Empfehlungen dieser Exerzitien ist nicht der Meinung¹. Aber auch der verständige Vollzug dieser Übungen wird jedem Priester (und jedem aufgeschlossenen Christen) das gleiche lehren. Und so könnte man all die katholische Erbweisheit der großen Ordenslehrer durchgehen, von den Vätern der Wüste und Benedikt an, Bernhard und Franziskus, Bonaventura und Thomas und all die vielen anderen. Ist viel geschichtlich Bedingtes und Beschränktes an ihnen? Nun, Katholik sein heißt immer in großer und lebendiger Geschichte stehen. Das ist oft eine Last, immer aber eine hohe, gestalterische Aufgabe, die das Heute aus dem Einst zu formen hat.

Erst wenn dieses Band ehrfürchtig geknüpft ist, können die heutigen Sonderanliegen mit Nutzen und Segen erörtert werden, wie E. es so angelegentlich und anregend tut für die eine Frage der „inneren Freiheit des Weltpriesterstandes“.

KLEINE BEITRÄGE

Maria Alberti (1767—1812)

Erste Generaloberin der Klemensschwwestern in Münster. Ein Gedenkblatt zu ihrem 175. Geburts- und 130. Todestag.

Von Dr. Paulus Weissenberger OSB., Wallerstein

Vor zehn Jahren gab Heinz Jansen im 2. Band des Westfälischen Briefwechsels (Münster 1932, Verlag Aschendorff) eine Reihe von Briefen aus dem bekannten Romantikerkreis um Stolberg und Novalis heraus. In dem umfangreichen Band findet sich auch eine größere Anzahl von Briefen der Malerkonvertitin und späteren ersten Oberin der Klemensschwwestern in Münster, Maria Alberti (= M. A.), aus der Zeit ihres vorklösterlichen Lebens. Sie sind wegen ihres idealen Gedankenschwungs wert, weiteren Kreisen bekannt zu werden. Da M. A. noch nicht einen bekannten klangvollen Namen hat wie andere Angehörige der katholischen Romantik, hat Jansen seiner Briefausgabe eine ausführliche und liebevoll geschriebene Biographie dieser wahren und gottbegnadeten Künst-

¹ Dazu vergleiche man das vor kurzem erschienene, in der Bibliographie dieses Heftes unter Exerzitien angezeigte Sammelwerk von C. H. Marin, auf das wir nächstens zurückkommen. (Schriftleitung.)

lerin — Künstlerin nach der malerischen wie noch mehr nach der seelischen Seite hin — vorangestellt. Auf beiden Arbeiten fußen die folgenden Hinweise.

M. A. entstammte einer evangelischen Pfarrersfamilie in Hamburg, wo sie am 17. November 1767 geboren wurde. Ihr Vater war der liberal gesinnte und allem religiösen Streit abhold, denkbar liebenswürdige und darum sehr beliebte, geistreiche und gefeierte Kanzelredner Julius Gustav Alberti. Mit Männern wie Klopstock, Voß, Matthias Claudius lebte er in regem seelischen Gedankenaustausch. Erbt so Maria von ihrem Vater die Güte und Sanftmut ihres Wesens wie die Weite und Aufgeschlossenheit ihres Geistes, so gab ihr die Mutter, Dorothea Charlotte Offeney, den offenen Sinn für alle Nöten ihrer Mitmenschen und die opferstarke Seele mit auf ihren Lebensweg. Die Liebe zu ihrer guten Mutter, die 13 Kindern das Leben schenkte, von denen Maria das elfte war, und die unter dieser Kinderschar „wie eine Patriarchin waltete“, ist einer der packendsten Züge im Leben M. A.s. Ihrer schwerkranken Mutter zuliebe mußte sie später auf manche Freude verzichten. Aber „Kindespflicht geht ja meinem eigenen Vergnügen vor“ und: „Ich will kein Wünschen diesem eigennütigen Herzen erlauben“ (S. 174). Ähnlich selbstlos zeigt sich M. A. in einem späteren Brief, in dem sie schreibt: „Ich sehe mich ganz als Tochter an, die in allem dem Willen ihrer alten vortrefflichen Mutter folgen soll, solange sie nicht fordert, was mit meinen höheren Pflichten streitet“ (176). Man muß bei solchen Worten bedenken, daß M. A. inzwischen zum katholischen Glauben zurückgefunden hatte, während ihre Mutter diesen ihren Schritt ganz und gar nicht zu begreifen schien. Um so ergreifender ist die Hingabe M. A.s an ihre Mutter, wenn sie wieder einmal von diesem Verhältnis zu ihrer Mutter schreibt: „Ich bin ganz still und stumm. Denn weiter ist hier nichts zu tun (als in stiller Tapferkeit zu leiden). Ich zeige ihr in allen Dingen kindliche Liebe und Treue und Ehrerbietung für alles, was gut und heilig ist, in meinen Worten und in meinen Handlungen“ (177).

Schon von ihrer ersten Jugendzeit wuchs M. A. immer mehr in den Geist der glaubensfrohen Romantik hinein. Eine Reihe ihrer Vertreter gehörte dem nächsten Verwandtenkreise M. A.s an wie Tieck, Novalis, August Wilhelm Schlegel, Louise Hensel, der Komponist Joh. Fr. Reichardt, der Naturforscher Heinrich Steffens. Ihr künstlerisches Talent scheint durch ihren Verwandten, den Maler Christian Friedrich Waagen, wachgerufen worden zu sein. Von 1795—1805 besuchte M. A. die Kunstakademie in Dresden. Hier wurde Philipp Otto Runge (gest. 1810), der innig-herbe Romantiker, ihr Mitschüler und Freund, während Anton Graff, der „klassische Portraitist des 18. Jahrhunderts“, als ihr Hauptlehrer sie mächtig beeinflusste. Welch tiefen Eindruck Runge von M. A. auf der Kunstakademie empfang, können wir einem Brief entnehmen, worin Runge an seinen Bruder Daniel über sie also schreibt: „Wenn die Alberty spricht, werde ich bis ins Innerste beschämt davon, wie rein das Wahre und Beste in ihr ist und wie klar sie es einsieht und wie sie den alten Adam in der Welt zu sondern weiß, ohne wieder von der Bildung gemißleitet zu werden; wie das Gemüt das erste ist und Scharfsinn und Berichtigung nur so als Diener hinter dem Herrn stehen. So etwas ist einem weiblichen Gemüt nur wohl möglich, das nicht in der Schlacht steht noch stehen will, sondern allem aus dem Fenster zusieht und sich freuen kann über den Sieg des Herrn“ (55). So kampflös, wie hier Runge meint, hat nun M. A. trotz ihres glücklichen Temperamentes ihre innere Größe und Charakterstärke doch nicht erworben, wie ihr weiteres Leben erweist.

Wenn auch M. A. als Malerin nicht das Ansehen erlangte wie etwa Runge, so war sie doch bei ihren Zeitgenossen, vor allem bei den gleichgesinnten westfälischen Romantikern, geschätzt. Bilder von ihr hängen heute noch in Hamburg, Münster und Barmen. Es sind meist Portraits, wie von der Gräfin Sophie Stolberg, vom späteren Erzbischof Klemens August Droste zu Vischering, Schlegel u. a. Auch als Kopistin betätigte sie sich. Von ihrer Kopie der „Madonna des Bürgermeisters Meyer“ von Holbein schrieb Goethe gelegentlich in der Jenaer Literaturzeitung: „Wir gestehen, selten Kunstwerke von weiblicher Hand gesehen zu haben mit soviel Genauigkeit gefertigt wie diese“; ebenso sei

„das zarte Kolorit“ und die „gemütliche Innigkeit des Ausdrucks“ dem Original glücklich nachgeahmt.

Schon während ihrer künstlerischen Ausbildungszeit in Dresden kam bei M. A. die Neigung und Befähigung zur charitativen Wirksamkeit zum Durchbruch. Im Jahr 1801 versah sie nämlich, die noch Protestantin war, die Pflege beim kranken katholischen Dichter Novalis. Durch ihn hat sie sehr wahrscheinlich auch die ersten festen Anregungen zur Konversion und Rückkehr zur katholischen Kirche erhalten. Dazu kamen noch Einflüsse von ihrem Umgang mit Tieck, Schlegel u. a., deren ideale religiöse Auffassung nicht ohne Eindruck auf sie blieb. Die letzte Reife in ihrem Ringen um die Wahrheit verschaffte ihr aber das Studium der Meisterwerke der religiösen Kunst in der Dresdner Galerie und in anderen Kunstsammlungen. Sie kam zur Erkenntnis, daß die Künstler aller religiösen Meisterwerke sowohl der katholischen Kirche angehörten wie sie auch ihre meisten Ideen und Bildvorwürfe der Lehre der katholischen Kirche entnahmen. Die genaue Zeit ihrer Konversion wissen wir heute noch nicht; sie geschah in den Jahren 1800—1803. In ihren Briefen spricht sie nie ausführlich davon. Wohl aber lernen wir deren Motive kennen, wenn sie später dem Protestanten Anton von Hardenberg den jungen, an die Universität ziehenden katholischen Grafen Andreas Stolberg mit folgenden Worten empfiehlt: „Sie werden um so mehr dem jüngeren Freund zur Seite stehen, wenn Sie bemerken sollten, daß die Leidenschaften der Jugend und der Reiz der Neuheit ihn lüstern machen sollten, andere Wege zu gehen als die, die ihn Eltern und Lehrer geführt haben. Denn obgleich Sie sich nicht zur katholischen Kirche bekennen, so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß Sie einen jeden Menschen in Gefahr glauben werden, wenn er geneigt werden sollte, seine einmal angenommene Religion zu verändern, wenn Sie nicht deutlich ersehen, daß er es tue, um seinen Leidenschaften und Neigungen mehr Einhalt tun zu können, um sich nach seiner innigsten Überzeugung näher zu Gott zu halten und allen vergänglichen irdischen Lockungen mehr zu entwachsen, sondern wenn Sie bemerken, daß er es tut, um mehr den Freuden dieser Welt und dem, was uns von Gott ablenkt, leben zu können“ (184). Wenige Zeilen nachher läßt sie dann noch tiefer in ihr Seeleninneres blicken und die Gedanken erkennen, die sie bei ihrer Konversion erfüllten: „Ich glaube, die Zeit ist jetzt da, wo jeder gute Mensch den andern nicht genug nachahmen kann, auf dem einmal angefangenen Weg, wenn er zum Himmel führt, fest fortzuschreiten, ohne sich über die Weise zu streiten, es sei denn, um, ohne den anderen irre zu machen, durch Prüfung zu untersuchen, ob sein Weg uns näher und sicherer zum letzten Ziel unseres Lebens führe wie der unsere. Gewiß nur in dieser Hinsicht sollen wir uns von dem Weg der anderen unterrichten und glauben wir, das nicht zu bedürfen, ihn aber auch nicht von seinem Wege ablenken. Ich weiß ja aus Erfahrung, wie sehr Sie sich freuten, wie Sie sahen, daß ich um dieser Ursachen, weil ich überzeugt war, daß mich dieser Weg reifer zur Seligkeit mache, katholisch ward, wie ich gerade dadurch in Ihrer Achtung gewann“ (184 f.).

Ihren Übertritt zur katholischen Kirche konnte und wollte M. A. auf die Dauer ihren Angehörigen nicht verbergen, wenn sie auch voraussah, daß dadurch ihre persönlichen inneren Leiden noch tiefer und die Disharmonie vor allem mit ihrer kranken Mutter fast unerträglich würde. Neben der schwerkranken Mutter in Hamburg bedurften auch eine Schwester und deren Mann daselbst dringend einer liebenden Pflege. So kehrte denn M. A. im Jahr 1806 nach Hamburg zurück. Ihre Malerei trat völlig in den Hintergrund. Sie entwickelte sich nun voll und ganz zur Krankenschwester, wobei ihr der Dienst um Gottes willen und aus Gottesliebe über alles ging. Hätte sie letztere nicht in überragendem Maße besessen, so hätte sie kaum die mühevollen Jahre von 1806—1808 in Hamburg ausgehalten. Hatte sie doch gleichzeitig auch die Kinder ihrer Schwester, offenbar richtige Bengels, zu erziehen und mit viel Familiensorgen und Anfeindungen von evangelischer Seite sich herumzuschlagen. Auf seiten ihrer kranken Mutter fand sie dabei nicht das geringste Verständnis für ihre katholischen Bedürfnisse. Wie schwer manchmal diese

ganze Fülle von Kreuz auf ihr lastete, offenbart eine kurze Briefstelle, die wie ein Aufschrei ihrer gekreuzigten Seele anmutet: „Meiner Mutter Herz ist gänzlich von mir abgewendet und Steffens und seine Frau haben kein Herz. Sie hat vermutlich einen Stein und er Quecksilber an dieser Stelle. Es ist sehr schwer, mit Menschen ohne Herz zu leben und ihnen dabei zu dienen und alles für sie aufzuopfern, selbst den Trost der Kirche“ (191). Trost der Kirche! Wie oft mußte sie ihn entbehren, „da die Kirche gerade ist, wenn die Mutter frühstückt, wobei ich immer zugegen sein muß“ (180). Da sie vielfach nicht selbst vor dem Tabernakel beten kann, wenn es sie die Not oder die Liebe treibt, bittet sie ihre katholischen Freunde „desto brünstiger“ um ihre Gebetshilfe. „Denn es heißt, das Gebet der Frommen vermag viel. Ich sehne mich danach, beten zu können in seinem Hause. Er wird ja auch wieder zu mir nahen, daß ich es fühle und greife“ (177). Immer mehr zieht es M. A. in dieser sturm- und drangvollen Zeit der letzten Hamburger Jahre hin zur Eucharistie, in eine Gegend, wo sie katholisches Leben um sich spürt. Wie ein verhaltener Strom bricht dieses Sehnen, als sie endlich frei ist, kurz vor ihrer Übersiedlung nach Münster, aus ihrer Seele: „Ich muß durchaus erst einige Zeit an einen Ort gehen, wo alle mit mir eines Glaubens sind und wo ich mich nach dem langen Zwang und Kampf ganz wieder der Religion und ihrer wohlthätigen Gebräuche bedienen kann, um mein krankes, wundes Herz wieder zu erquicken und meine hinfalligen Körperkräfte wieder zu stärken. Könnten Sie einen Blick in meine Lage im Inneren und Äußeren tun, so würden Sie selbst sagen, daß es mir unmöglich wäre, an einem Ort zu leben, wo ich nicht jeden Augenblick mich des Trostes, den die heilige Kirche uns darbietet, erfreuen könnte. Hätte meine Mutter dieses Opfer gefordert, so hätte die kindliche Liebe mich bewegen müssen, es ihr zu bringen. Aber nun folge ich meinem Herzen, was sich sehnt nach dem heiligen Messopfer und nach dem hohen Trost des öfteren Gebrauchs der heiligen Sakramente“ (193).

M. A. hatte, wie angedeutet, während der letzten Hamburger Jahre auch Mutterstelle an den Kindern ihrer Schwester zu vertreten. Ihre hohen und gesunden Auffassungen hinsichtlich der christlichen Kindererziehung faßt sie in einem Brief also zusammen: „Schwäche gegen die Unarten der Kinder halte ich für die größte Sünde. Wenn wir uns recht oft prüfen, so ist es eigentlich bloßer Egoismus. Denn um nicht die unangenehme Empfindung zu haben, einem geliebten Gegenstand wehzutun, so riskieren wir seine ewige Glückseligkeit. Ich weiß es wohl, daß es schwer ist zu strafen, viel schwerer als zu loben und wehzutun. Darum ist es den Eltern auch nie genug zu empfehlen, den eigentlichen Beruf, den sie haben, sich nie aus den Augen zu rücken und besonders von Kindheit auf die Kinder mit Ernst zu behandeln, ihnen nicht zu leichtsinnig etwas befehlen oder verbieten; aber wenn man es einmal getan hat, mit sanftem Ernst, solange es möglich ist, im Notfall aber mit äußerster Strenge darauf zu halten, daß das Kind gehorcht. Denn aus diesem frühen Gehorsam gegen die Eltern entspringt hernach der Gehorsam gegen Gott und die Kirche, ohne weiter zu fragen, warum. Ich bin es überzeugt, daß der Ungehorsam die Schuld dieser elenden Zeit ist und daß dieser im ersten Keime der Kindheit erst wieder erstickt werden muß, ehe es recht wieder in der Welt gut gehen wird“ (187). Aus diesem Geist heraus suchte M. A. auch zu handeln, mochte ihr das auch neues Leid bringen. Als sie so einmal in ihrem Familienkreise auf Charakterchwächen der ihr anvertrauten Kinder hinwies, wurde sie deswegen als „leichtsinnige Verleumderin“ bezeichnet. Zwar kam die Unwahrhaftigkeit dieser Kinder zeitweilig zum Sieg „und die Wahrheit ist jetzt verdunkelt. Einmal aber tritt sie wieder ans Licht, denn was wahr ist, das ist ja ewig; wann es sein wird, das überlasse ich Gott“ (177).

In Hamburg wartete noch eine andere Gefahr auf M. A. Man versuchte, sie zu einer protestantischen Heirat zu veranlassen. Das Schlimme war, daß sie gleichzeitig der rechten priesterlichen Führung ermangeln mußte. Aber Gottes Hand verließ sie nicht. In ihrer tiefen Seelennot schreibt sie voll starken Glaubens: „Ich bin zur Beicht gewesen; aber ich kann dem Priester kein Zutrauen schenken, um in dieser Sache (Vermählung mit

einem Protestanten) mein Führer zu sein. Gott muß alles nach seinem Willen lenken. Wir wollen beten, daß er das gibt, was zu unserem ewigen Heile gut ist. Soll ich den bitteren Kelch trinken, so wird er mich ja auch dazu stärken. Wir wollen nur in Not und Tod Gott und der Kirche treu bleiben. Es kommt schnell die Zeit heran, wo wir vielleicht die Wahrheit mit dem Tod besiegeln müssen. Aber dann ist auch unser der Sieg und dann wird die Kirche wieder glorreich sich erheben, wenn wir sie mit unserem Blute befestigen. Laßt uns einer dem anderen Mut zum Tode machen und gern das bißchen Leben hingeben, um den Himmel zu gewinnen“ (189). Daß M. A. diese vollkommene Selbstüberwindung und dieses Hineinwachsen in Christi Tod nicht immer leicht wurde, gibt sie ruhig und demütig zu: „Wenn wir rechte Nachfolger Christi werden wollen, so wollen wir auch nicht mehr klagen. Es ist dies aber eine schwere Arbeit, die mir nicht gelingen will . . . und darum schweige ich lieber ganz“ (189 f).

Diese tiefe Demut und kindlich-schlichte Seele offenbart M. A. auch schon früher. Während sie auf der einen Seite gar sehr der Liebe bedürftig ist — Karl von Hardenberg bittet sie einmal: „Verlassen Sie mich nicht mit Ihrer Liebe. Wir schwachen Menschen bedürfen ja auch der Liebe unserer Brüder“ (173) —, ersucht sie den gleichen Hardenberg und seine Geschwister zu anderer Zeit wieder: „Haben Sie mich nicht zu lieb; ich verdiene es ja nicht. Ich wollte, ich wäre wirklich so gut, wie ich in dem reinen Spiegel Ihrer Seelen erscheine. Noch bin ich es lange nicht“ (170).

M. A. mußte die Zeit in Hamburg wie eine Art geistiger Verbannung fühlen. Mit allen Fasern ihrer Seele seufzte sie nach katholischer Umgebung. „Alle meine Lebensgeister sind ermattet; es wartet vielleicht eine lange Kränklichkeit auf mich. Und der Gedanke, mich dann meilenweit von einer Kirche und einem Priester entfernt zu wissen, macht mir schon in der Vorstellung unbeschreiblich Angst“ (193 f). Immer wieder wird es ihr klar, daß sie erst dann zur vollen Ruhe kommen wird, wenn sie sich ganz von der Welt zurückziehen kann. „Ich kann mich in diesem Getriebe der Welt nicht finden. O wie sehr fühle ich, daß die Einsamkeit nicht so schlimm ist wie die Welt“ (181). „Wer weiß, meine teuren Freunde, ob ich nicht nötig habe, mich von dem weltlichen Treiben zu entfernen“ (193).

So hat der Ordensgedanke immer mehr Wurzel in dieser stillen Seele gefaßt. Endlich sollte ihr die rettende Stunde schlagen. Nach dem Tod der Mutter konnte sie i. J. 1808 Hamburg verlassen und nach Münster ins katholische Westfalenland übersiedeln, wo sie im Kreis der Familie Möller, Stolberg u. a. neu auflebte. Hier sollte sich ihr bald auch ihre neue große Lebensaufgabe auftun, die ihr Opferleben in Kürze der Vollendung zuführte. Der Generalvikar von Münster und spätere Erzbischof von Köln, Klemens August Droste zu Vischering, gründete nämlich in Münster am 1. November 1808 die Genossenschaft der sog. Klemensschwwestern. Zu den ersten fünf Schwestern der neuen Kongregation von Barmherzigen Schwestern zählte auch M. A. Der Generalvikar hatte sie noch für seine Zwecke gewinnen können, ehe sie ihren Entschluß, in ein französisches Kloster von Barmherzigen Schwestern einzutreten, durchgeführt hatte.

Die neue Genossenschaft fand in den Familien Möller, Stolberg, Overberg und vor allem an J. H. Hüffer, dem Inhaber der Ashendorffschen Buchhandlung, große Förderer. Letzterer vermittelte ihr auch das Klemenshospital, an dem bis zur Franzosenherrschaft die Barmherzigen Brüder gewirkt hatten. M. A. wurde erste Oberin und Mutter des Hauses, das Klemenshospital das erste Mutterhaus der jungen Genossenschaft. M. A. trat damit an hervorragende Stelle in der neuzeitlichen Caritasbewegung.

Diese Wende im Leben M. A.s fand bei den katholischen Romantikern Westfalens begeisterten Widerhall. Graf Friedrich Leopold Stolberg schreibt darüber anfangs Januar 1809 an Anton von Hardenberg: „Daß die gute M. A. Vorsteherin einer kleinen beginnenden Barmherzig-Schwesternanstalt hier geworden, werden Sie ohne Zweifel schon erfahren haben. Nach vielen Stürmen, welche sie von seiten der Ihrigen erfahren mußte, kam diese sanfte, edle Seele wie eine gescheuchte Taube hierher, wo ihr, ihren herzlich

Wünschen und sichtbarem Berufe gemäß, dieses Glück zuteil geworden, um welches wenige sie beneiden werden, das Glück, mit vollkommener Freudigkeit alles zu verleugnen, was die Erde geben kann, und die größten Beschwerden zu übernehmen, mit der herzlichsten, weil aus der reinsten Liebe“ (131).

Das neue Mutterhaus war denkbar schlicht und einfach eingerichtet. Aber so entsprach es ganz der heilmäßigen Oherin. Hatte sie doch schon früher einmal anlässlich einer Einladung an Frau von Hardenberg während der Kriegswirren geäußert: „Unser Haus ist wohl sehr klein; aber es gehen ja viele fromme Leute in einen engen Raum und die freundlichste Bewirtung, die arme Leute nur geben können, kann ich Ihnen sicher versprechen“ (182).

Arm, wie M. A. und ihre Mitschwwestern lebten, gehörte ihre Liebe jetzt vor allem auch den Armen. So mußten die Schwestern einen bei einem Reichen schon übernommenen Krankendienst aufgeben, sobald die Pflege eines Armen, der sich keine andere leisten konnte, dies notwendig machte. Auch hierin setzte M. A. nur Auffassungen in die Wirklichkeit um, die sie längst vertreten hatte. So hatte sie schon i. J. 1805 anlässlich der großen Teuerung in Dresden geschrieben, daß die dort herrschende Armut ihr „heinahe das Herz breche. Ich muß eilen, fortzukommen, denn sonst könnte ich wohl ganz so arm wie das vorige Mal wieder von hier fortreisen. Denn ich kann es nicht ansehen, ohne, solange ich etwas im Beutel habe, mitzuteilen, um wenigstens auf einige Tage das Elend zu lindern, dem ich nicht abhelfen kann. Ich finde es in solchen Umständen schwer, sich nicht mit einer Art Leidenschaft Reichtum zu wünschen und doch ist auch dies nicht recht. Der Mangel herrscht nicht sowohl unter den öffentlich anerkannten Armen als unter denen, die sich so mühsam durch die Welt helfen, ohne es sich merken zu lassen . . . Doch was unterhalte ich Sie damit? Sie sehen wohl, daß mein Herz voll von dieser Not ist, weil es überströmt. Wir leben in keinem fröhlichen Zeitpunkt. Doch hoffe ich zu Gott, daß aus dieser gewaltsamen Gärung nur das Gute desto reiner und schöner hervorgehen solle“ (170 f).

Wie sehr tat es ihrer Seele dann wohl, wenn sie den Kranken nicht bloß körperliche Linderung und materielle Hilfe, sondern vor allem seelischen Trost spenden konnte! Schon von Hamburg aus hatte sie ja einmal aus tiefstem Erleben heraus geschrieben: „Ach, wie wenig ist der bloß menschliche Trost für Kranke!“ Und wie sehr bedauerte sie jene Kranken, die nicht der katholischen Kirche angehörten und die darum „den Trost der heiligen Kirche nicht verstehen“. Viel sah M. A. in ihrer gütigen Herzenskenntnis und liebenden Krankenfürsorge auch darauf, alles Unangenehme von den Kranken fernzuhalten. So hielt sie es in Münster ähnlich wie in Hamburg. Hier saß sie, als ihre Mutter schwerkrank war und verschiedene harte Schicksalsschläge über die Familie hereinbrachen, „beständig an der Haustüre, um niemand zu ihr zu lassen“, der ihr hätte davon erzählen können, „da es so viele Menschen gibt, die so gern Unglück verkünden“ (180) und so den Genesungsprozeß vereiteln oder die Krankheit verschlimmern. Fürwahr, in allem das Vorbild einer Krankenschwester voll der Weite und Güte des göttlichen barmherzigen Samaritans!

Daß auch an der neuen, so ersehnten und so gesegneten Stätte ihrer Wirksamkeit manche innere Kämpfe zu bestehen waren, darauf war M. A. gefaßt. Gräfin Sophie Stolberg deutet diese an, wenn sie an Anton von Hardenberg im Mai 1809 schreibt: „M. A. lebt ihrem schönen Berufe und findet Ruhe der Seele darin mitten unter manchem Kampf“ (152). Es war ja auch ganz natürlich, daß die junge Genossenschaft noch manchen Sturm bestehen mußte, ehe sie zum mächtigen Baum ward, zumal M. A. von allem Anfang an, trotzdem noch keine Schwester unter Gelübde gebunden war, auf strenge Durchführung der evangelischen Räte schaute. Dazu kamen noch die schweren Heimsuchungen der jungen Kongregation durch ansteckende Krankheiten, die während der Soldatendurchmärsche in den Jahren 1810—1813 viele Opfer forderten. Die Klemenschwestern setzten dabei todesmutig ihr Leben aufs Spiel. Sie verdoppelten und verzehnfachten ihre Hingabe und ihre

Liebe, allen voran ihre Mutter und Oberin, M. A. Schließlich nahm Gott das Angebot ihrer selbstlos opfernden Hingabe an. Sie wurde ein Opfer der verheerenden Seuche. Am 1. Februar 1812 ging sie im Alter von 44 Jahren in die ewige Heimat hinüber.

So steht M. A.s Bild vor uns als Abglanz der lauterer Liebe Gottes. Immer mehr zog Gottes Vatergüte ihre Seele an sich und schenkte ihr seine ganze Liebe, auf daß auch sie selbst ein volles Schlachtopfer der göttlichen Liebe werden konnte. „Feuer bin ich gekommen auf die Erde zu senden und was will ich anders, als daß es brenne“ (Lk 12, 49)?

Die geistige Kommunion

Von Theodor Mönnichs, Düsseldorf

Es ist zu bedauern, wenn manche wertvolle Übung des inneren Lebens nicht die Verbreitung findet, die sie verdiente, weil Unklarheit, Mißverständnisse oder Unverstandensein ihr die Wege erschweren oder ganz verbauen. Zu solchen Übungen gehört auch die geistige Kommunion, bei der die Mißverständnisse bereits bei den zwei Teilstücken ihres Namens eine Rolle spielen. Für gewöhnlich wird sie nämlich im Deutschen ungenau „geistliche“ K. benannt. Das kommt daher, daß das lateinische Wort *spiritualis* in manchen Fällen mit „geistlich“ in der Bedeutung von übernatürlich wiedergegeben werden kann und muß, in anderen Fällen jedoch mit „geistig“. Wir machen im Deutschen zwischen beiden Worten, die sich von „Geist“ herleiten, einen Unterschied. Der geistliche Mensch des hl. Paulus mit seinem übernatürlichen Denken und Handeln steht einem rein-natürlich Denkenden und Handelnden gegenüber. Geistig interessiert nennen wir aber jemanden, der im Gegensatz zu bloßen Genießern, Raffern und Nursorthern auch für das eine oder andere Gebiet des Wissens oder der Kunst einiges übrig hat. „Geistig“ bezieht sich nicht auf den Gegensatz natürlich-übernatürlich, sondern auf den Gegensatz Leib-Geist. Die *communio spiritualis* steht nicht als eine übernatürliche einer natürlichen gegenüber, so daß sie „geistlich“ zu benennen wäre, sondern als eine nur im Geist vollzogene einer wirklichen, sakramentalen gegenüber. Daher muß sie im Deutschen als „geistige“ bezeichnet werden.

Aber auch das Wort *communio* ist in dieser Verbindung mit *spiritualis* mißverstanden und mißdeutet worden. O. Zimmermann schreibt in seinem Lehrbuch der Aszetik (2. Aufl. S. 132): „Die geistliche K. wurde in älterer Zeit mit einem weiteren Begriff als geistige Vereinigung mit Christus verstanden, sei es durch seine Gnade oder durch unser Andenken an ihn und sein Leiden oder durch Nachahmung und Liebe.“ Auch hier dürfte ein kleines Mißverständnis obwalten. Die Tatsache der größeren Begriffsweite besteht nur für den lateinischen Ausdruck *communio spiritualis*, hat aber keineswegs bei dem deutschen „geistliche K.“ bestanden. Für den lateinischen Ausdruck ist sie aber auch heute noch möglich. Unser Fremdwort Kommunion hat zunächst nur den Empfang der Eucharistie bezeichnet; dann ist es auch zur Bezeichnung der Eucharistie selbst verwendet worden. Freilich möchten wir ihm hier in der Verbindung „geistige K.“ auch noch eine weitere Umbiegung zuerkennen, die sich dem Ursinn der lateinischen *communio* als geistige Vereinigung mit Christus ohne Seitenblick auf die Eucharistie nähert, aber eine Analogie zur wirklichen K. bildet. Die lateinische „*communio*“ ist weit vieldeutiger als unsere „Kommunion“. Sie bezeichnet nicht nur den Akt der Vereinigung, sondern auch die dadurch etwa hergestellte Dauerverbindung.

In dem Gefüge „*communio sanctorum*“ (deutsch: Gemeinschaft der Heiligen) finden wir weitere Bedeutungen. Im Einheitskatechismus lautet die erste der diesbezüglichen Fragen: Wer gehört zur Gemeinschaft der Heiligen? Da bezeichnet also das Wort (*communio*) auch die Gesamtheit der verbundenen oder geeinten Wesen. Dementsprechend bietet die Antwort die dreifache Gliederung der streitenden, leidenden und triumphierenden Kirche. In den folgenden Fragen wird die *communio* als tatsächliche Einigung oder als Einigungsband vorgeführt, die ein Aufeinandereinwirken begründen. Ihr Wortlaut